

Nr. 111 **Bromberg, den 16. Mai 1933.**

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

X.

Es war ein großes, eine bunt gewürfelte Schar von Menschen beherbergendes Boardinghaus, in dem Gloria Smith Wohnung genommen hatte. Sie wechselten häufig, und Gloria fiel es als nichts Besonderes auf, als noch am selben Abend nach Lilo und Charles Risons Besuch im Cliffordhaus ein blonder Herr an ihrer Seite bei der Abendtafel Platz nahm. Wie sie mit leisem Spott konstatierte, schien er direkt aus einem Modejournal herausgesprungen zu sein. Sie fand auch nichts dabei, als ihr der Fremde mit geschmeidiger Verbeugung seinen Namen nannte.

„André d'Hericourt."

Etwas ungemütlich fand sie allerdings die Art des wandelnden Modejournals — wie sie ihn bei sich taufte —, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Natürlich fragte er sofort, ob sie etwa das Urbild jenes Plakats sei, das Newyork im Augenblick durch seine Schönheit auf den Kopf stelle.

Die fade Schmeichelei war Gloria unangenehm, aber da Monsieur d'Hericourt im übrigen ein zurückhaltendes und taktvolles Benehmen an den Tag legte, so plätscherte die Konversation weiter.

„Mein Name wird Ihnen nicht unbekannt sein, Miß Smith."

„Ich kann mich nicht besinnen."

„Oh, non — ich meine, Sie werden ihn häufig in den Tageszeitungen gefunden haben. Oder interessieren Sie sich nicht für Luftschiffahrt?"

Gloria meinte, daß ihr Interesse über das allgemein übliche nicht hinausgehe.

„Wie schade!" Monsieur d'Hericourt strich bedauernd über sein Menjoubärtchen, das er sich in Amerika zugelegt hatte. „Ich habe — wie ich sagen kann — recht bedeutsame Erfindungen gemacht. Augenblicklich arbeite ich an einem Apparat, den ich „Kreiselflugzeug" taufte. Es ermöglicht eine Landung fast ganz ohne Auslauf. In einigen Tagen gedenke ich einen Probeflug auszuführen. Presse und Interessenten werden beiwohnen. Es wird ein bedeutender Moment in der Geschichte der Luftschiffahrt sein, ebenso bedeutungsvoll in der, da die Brüder Wright..."

Gloria wußte nicht recht, warum der Franzose ihr alle Einzelheiten seiner Erfindung erklärte und hörte gelangweilt zu. Die Art, seine Person immer an eine wichtige Stelle zu rücken, stieß sie ab.

Der Inhaber des Boardinghauses kam vorüber und begrüßte sie. Gloria nahm sich heimlich vor, den Wirt um einen anderen Platz zu bitten, als eine Handbewegung d'Hericourts sie beinahe erstarren machte.

Sie bemerkte an seinem Ringfinger einen platingefaßten Smaragd, dessen seltsam achteckige Form ihr immer unvergeßlich sein würde.

Es konnte kein Zweifel sein. Sie kannte den Ring. Zu oft hatte sie ihn in mattem Glanz leuchten sehen, wenn das gedämpfte Licht des Krankenzimmers darauf gefallen war. Und erst vor kurzem war er ihr wieder aufgefallen, als er das Licht von Myriaden von Lampen in seiner grünen Hoffnungsfreudigkeit zurücksprühte.

Eine kleine, wichtige Sekunde ihres Lebens lief ab... Sie atmete tief auf, als sei sie einer Gefahr entgangen, als es ihr gelungen war, die Frage, die ihr als mechanische Auslösung ihrer Gedanken auf die Lippen sprang, zu unterdrücken. Die Frage, wie Monsieur d'Hericourt in den Besitz des Ringes gekommen sei, den einst Helen Clifford und dann Reginald Solm getragen hatte.

In dieser winzigen Sekunde erwuchs ein verborgen schlummerndes Mißtrauen. Was war das heute früh für ein Anfall dieses Monsieur Charles Rison gewesen? Sein Puls hatte keine Spur von Herzschwäche gezeigt...

Das Blut schoß ihr in den Kopf. Der Gedanke überfiel sie: „War das eine Falle gewesen? Hatte er sie erkannt? Und wie kam nun dieser Pariser an ihren Tisch? War das Zufall?"

„Du mußt ruhig werden... Du mußt ruhig werden", suggerierte sie sich. Und dann wurde sie wieder ganz Jolanthe Falk. Klar — wachsam — überlegend. Sie fühlte, daß der Kampf begann. Das erfüllte sie mit einer Gespanntheit, die jedes Wort, jede Miene beobachtend wog.

Wie kam der Franzose zu dem Ring? Das mußte sie erfahren, um jeden Preis. Freilich, eine plumpe Frage bedeutete die Vernichtung dieses Wunsches.

Monsieur d'Hericourt hielt ihr Schweigen für Verlegenheit. Er lächelte siegessicher — verständnisinnig und herablassend zugleich.

Don Juan von oben herab!

Jolli warf noch einen Blick auf den Ring. Nein, sie hatte sich nicht getäuscht.

*

In ihrem Zimmer saß sie lange grübelnd und wie ein Detektiv alle Wege überlegend.

Von Reginald zu Monsieur d'Hericourt konnte der Weg des Ringes nur über eine Frau gegangen sein... Natürlich! Diese Frau mußte Lilo de Pirelli sein. Wagte man es, Reginald so schamlos zu betrügen? Ihr Herz schlug laut und wild. War es Zorn — war es Eifersucht?

Ach, sie kannte sich ja selbst nicht mehr aus in dem Tumult ihres Herzens. Sie war ganz verzweifelt, und nun wieder voller Eifer. Ein unlösbares Auf und Ab.

Eine böse, schlaflose Nacht, die als Resultat nur den Willen stärkte, zu forschen, zu erkunden, Gewißheit zu finden. Was aber dann sein würde, das wußte sie nicht. Denn mit der schmerzlichen Erkenntnis, daß Reginald Lilo liebe, schlief sie ein. Fuhr im Traum über waghalsig gebaute Achterbahnen, von denen der Wagen jeden Augenblick in die Tiefe zu schießen drohte, flog mit ungeheurer Geschwindigkeit die Wasserrutschbahn hinunter in das Maul des Seeteufels, der zu ihrem phantastischen Erschrecken das boshafte Gesicht Charles Risons trug.

Am nächsten Morgen im Geschäft fand sie eine solche Fülle von Hiobsbotschaften vor, daß jeder persönliche Gedanke zunächst schwieg. Die Manhattanbank hatte dringend Stützung verlangt. Die Kurse der Aktien waren erneut gefallen. Robertson war nach Washington geflogen, um von dort aus die letzten Kämpfe der Wahlschlacht zu leiten.

Es galt, jede Fiber anzuspannen. Sie arbeitete mit Reginald und den Abteilungschefs den ganzen Vormittag und setzte durch die Fülle von großzügigen Ideen selbst diese gewiegten Bussineßmen in Erstaunen. Fuhr zur Bank und disponierte mit den Direktoren, als habe sie ihr Leben lang nichts anderes gemacht.

Nervös und abgespannt kam sie zurück. Ihre erste Frage, die sie an Reginald Solm richtete, war, ob ihm ein Monsieur d'Hericourt bekannt sei. Er sah sie mit abwesenden Augen an. „d'Hericourt? Ich glaube ja, man hat ihn mir vorgestellt, aber ich weiß wirklich nicht, wann und wo es war."

Es war eine ungewöhnliche Unrast in Reginald, die Jolli darauf zurückführte, daß er Unannehmlichkeiten wegen der 25 000 Dollar habe. Und da auch sie bedrückt sich nur krampfhaft zur Ruhe beherrschte, verlief der Rest des Arbeitstages in einem gereizten Schweigen.

Früher als sonst verließ Jolli das Bureau. Nahm sich ein Auto, um möglichst schnell nach Hause zu kommen. In der Diele fragte sie ihren Wirt: „Wird Monsieur d'Hericourt heute abend wieder hier speisen?"

„Sicherlich, Miß Smith, er hat für längere Zeit Wohnung genommen."

Sie wählte ein Kleid aus zartgelbem Chiffon, das sie noch nie getragen. Setzte sich vor den Toilettentisch. Flockenleicht rieselte der gelbe Schimmer über ihren schlanken Leib. Sie hob ein wenig die Arme. Wie etwas Ungekanntes, Neues sah ihr Spiegelbild sie an. Hatte sie geglaubt, gegen die Eitelkeit gefeit zu sein?

Sie suchte sich vorzustellen, daß es Reginald sei, für den sie sich schmücke. Aber bei diesem Gedanken erlitt sie ein klägliches Fiasko. Denn die Tränen drohten den Glanz ihrer Augen zu trüben. In wehrlosem Erschrecken legte sie die Hände in den Schoß, und die Lichter Coney Islands wuchsen um sie auf.

Eine lange Weile litt sie körperlich schmerzhaft an ihrer Liebe.

Der dumpfe Ton des Gongs riß sie zusammen. Nein, nein, daran durfte sie jetzt nicht denken. Sie versuchte ein verwegenes, herausforderndes Lächeln. Aber der Spiegel warf nur ein qualvoll verhaltenes Weinen zurück.

Monsieur d'Hericourt konnte ein Aufleuchten des Triumphes nicht ganz verbergen, als sie fünf Minuten später heiter und beschwingt an der Tafel erschien. Hatte er es nicht gewußt? Er sonnte sich in dem Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit und begann mit der Offensive.

Zuerst kühl und gelassen, wurde er freier und offener, warf einen langen, unverhüllten Blick in ihre Augen, wenn er ihr eine Schüssel reichte, und sah sie lächelnd verwirrter und hilfloser werden. Wieder ein Fischlein, das ihm ins Netz gegangen war.

Nach dem Essen blieb er an ihrer Seite.

Im Musiksalon sang eine lange englische Miß sentimentale chottische Lieder.

„Es ist recht langweilig hier, Miß Smith, hätten Sie nicht Lust, ein wenig auszugehen?"

„Es ist zu spät für Theater oder Kino, Monsieur."

„Oh — man könnte in eine Bar gehen, oder in ein Chinesenrestaurant. Es ist dort entzückend. Wunderliche Lampen — schwarze, verzierte Tische. Eine andere Welt, die es lohnt, kennenzulernen."

„Es ist morgen Sonntag, ich kann ausschlafen."

Das zauberhafte Nachtbild des Broadway nahm sie auf. Sprudelndes Feuerwerk. Ein Gewirr festlich geschmückter Frauen. Ströme von schwatzenden Menschen aus den überfüllten Theatern und Kinos. Ein funkelndes, unaufhörlich pulsierendes Reich der Nacht.

André hatte Jolli den Arm geboten — und, entschlossen, ihre Rolle zu spielen, nahm sie ihn. Vor einem lichtglühenden Tanzpalais blieb er stehen. „Voila, Mademoiselle!"

In der intim prunkvollen Diele legten sie ab. „Wir gehen auf den Balkon! Sie können dort alles übersehen — und man ist ungestört." Leicht drückte seine Hand ihren Arm.

Der Saal war ein wogendes Meer von schimmernden Toiletten, das durch die schwarzen Figuren der Herren im Frack wie ein leuchtendes Schachbrett wirkte.

In einer Eckloge nahmen sie Platz. Auf dem Parquet lumineux steppten zwölf schlanke, leichtbekleidete Girls.

Suchend sah André über den Saal.

„Sie haben wohl viele Bekannte hier, Monsieur d'Hericourt?"

Er schüttelte leichthin den Kopf. „Nicht viele, ich bin ja erst vor kurzem aus Paris herübergekommen. Aber immerhin — ich habe einige Verbindungen."

Die Tanzgirls waren abgetreten. Die Kapelle spielte einen süß-kitschigen Tango. Hochmütige Amerikanerinnen, von Diamanten starrend, glitten über das Parkett.

André stand plötzlich auf, machte eine tiefe Verbeugung. Sie folgte der Richtung seines Blicks. Der Atem versagte ihr. Auf der gegenüberliegenden Seite sah sie an einem Tisch Charles Rison, Lilo und Reginald. Sie grüßten herüber. Obwohl Jolli nur Reginalds Augen sah, die ihr von einem unfaßbaren Staunen sprachen, kam ihr ein blitzhaftes Erkennen. André d'Hericourt hatte gewußt, wen sie hier treffen würden. Und indem sie sich zu ihm über den Tisch neigte, flüsterte sie erschreckt: „O Gott, wie peinlich! Dort drüben sitzt mein Chef!"

Lachend bejahte er. „Mister Solm, mit seiner Braut, der schönen Lilo de Pirelle, ich habe sie auf der Überfahrt kennengelernt."

Reginald und Lilo verschwanden in dem Tanzgewirbel. Jolli brauchte die ganze Tüchtigkeit ihres Geistes, um ihm nicht die Verstörtheit zu zeigen. „Ich möchte gehen..."

„Nicht doch, Mademoiselle — warum denn? Wegen Ihres Chefs? Aber ich bitte Sie!"

Ein Zigarrenverkäufer schlenderte an ihnen vorbei.

„Zweimal!" — befahl d'Hericourt halblaut.

Ein kurzer, prüfender Blick des Boys. Dann nahm er aus seinem Stapel eine Zigarrenkiste. Zwei Gläschen standen wie hervorgezaubert auf dem Tisch, und ehe Jolli noch recht begriffen, was geschah, hatte der Boy sie aus seiner Zigarrenkiste gefüllt und bummelte weiter.

„Auf einen frohen Abend", sagte André.

Der scharfe Likör gab ihr etwas Wagemut. Ihre Augen blitzten zum Tisch Reginalds hinüber.

„Einen Fox"! fragte André.

Sicher und gewandt führte er sie durch die Paare Blickte von oben herab mit halb geschlossenen Lidern in ihre Augen. Sie zwang sich, ihm zuzulächeln.

„Ich tanze so selten."

„Von nun an soll es öfter vorkommen."

Dicht tanzten Reginald und Lilo an ihnen vorbei. Reginalds Gesicht lag unter einer Maske von Hochmut. Lilo hatte den Kopf abgewandt. Der Fox brach ab.

„Gestatten Sie, daß ich einen Moment meine Bekannten begrüße?" fragte André, als er sie die Treppe hinauf zu ihrem Tisch zurückgeführt hatte. Sie nickte. André schritt die Treppe hinunter. Jolli sah ihm erregt und neugierig nach.

„Was machen Sie hier, Fräulein Gloria?"

Erschrocken fuhr sie herum. Hinter ihr stand Reginald.

„Ich amüsiere mich, Mr. Solm!" Sie versuchte zu lachen. „Ist es verboten?"

In der heitern, lusterfüllten Umgebung wirkte sein Gesicht noch finsterer, als es ohnehin war. „Ich hätte das nicht von Ihnen gedacht, Miß Smith", sagte er scharf. Wandte sich und ging über die Galerie an seinen Tisch zurück, an dem inzwischen André mit Rison und Lilo geplaudert hatte.

„Endlich einmal wieder, Mr. Solm," rief André erfreut, „hat lange gedauert, bis wir uns widersahen. Sie erinnern sich doch? André d'Hericourt."

Der Name schoß Reginald durch den Kopf. „Gewiß — ich erinnere mich. Kennen Sie die Dame, mit der Sie gekommen sind, schon länger?"

Charles Risons Augen stachen plötzlich auf. „Es ist die Privatsekretärin von Mr. Solm."

André lächelte vieldeutig. „So? Sie wohnt in demselben Boardinghaus. Was soll man machen? Einem kleinen Mädel muß man doch auch einmal einen Gefallen tun." Er machte vor Lilo eine Verbeugung, die etwas streng Korrektes hatte. Die Jazzband sang mit dunkler Stimme den Refrain des Blue river. Das Licht der Glassäule, die inmitten des Saales wie ein phosporeszierender Baum glühte, jagte schillernde Lichttupfen über die Gesichter der Tanzenden. André preßte Lilo an sich. „Es geht alles in Ordnung! Wie steht es mit den versprochenen zehntausend Dollar?"

„Charles wird dich morgen aufsuchen, um das Weitere zu besprechen. Ich schreibe dir, wann ich mich wieder freimachen kann."

Von ihrem erhöhten Platz sah Jolli auf die Parkettfläche hinab. Wenn sie auch die Worte nicht verstehen konnte, so vermehrten die Blicke Andrés, die besitzergreifende Art, wie er seinen Arm um Lilo legte, ihren Verdacht bis zur Gewißheit.

„Sie sind doch nicht böse, Miß Smith? Eine kleine Verpflichtung, verstehen Sie?" André stand wieder vor ihr, ohne daß sie — in ihren Gedanken versunken — sein Kommen bemerkt hätte.

Der Zigarrenverkäufer tauchte auf der Treppe auf.

„Wir wollen noch einmal gegen das Gesetz verstoßen, Miß Gloria! Nur bekannte Gäste werden aus der besonderen Kiste bedient."

„Sie sind öfters hier, Monsieur d'Hericourt?"

„Ach ja — hier ist es harmlos und heiter."

Der Konnex der beiden Tische hatte aufgehört. Lilo saß mit dem Rücken zur Balustrade. Das tiefe Dekolleté enthüllte die zarten Schultern, die wie mattes Elfenbein leuchteten. Sie flirtete mit Reginald, von dessen Stirn die bittern Falten noch immer nicht verschwunden waren.

André widmete sich Jolli, ohne irgendwelches Interesse für Lilo mehr zu zeigen.

Er rückte näher und küßte zärtlich ihre Hand. „Wollen wir noch ein anderes Lokal aufsuchen?"

Die kleinen Schnapsgläser standen jetzt immer aufs neue gefüllt vor ihnen. Ein leichter Nebel war in Jollis Gehirn. Sollte sie Reginald von dem Ringe erzählen, den der Pariser heute nicht trug? Es war sinnlos — das Beweisstück fehlte ja. Sollte sie gar die Maske fallen lassen? Ach nein, dann war alles verloren. Es blieb ihr nichts übrig, als Beweise zu finden, Beweise, die Reginald endlich das Spiel der Pirelles durchschauen ließen.

Plötzlich erinnerte sie sich an Robertson, dessen Faust vor ihr auf dem Tisch dröhnte. „Man muß dem Feind ans Leder, Miß Jolli!"

Sie lachte ein wenig laut auf und warf den Kopf zurück, in einer bacchantischen Verwegenheit, die André mit einer inneren Genugtuung begrüßte.

„Ich glaube, ich habe ein wenig zuviel getrunken — ich will lieber nach Hause, einen starken Kaffee..."

Wieder perlte dieses aufreizende Lachen aus ihrem Munde. André beugte sich über sie und sagte mit halber Stimme: „Trinken Sie ein Täßchen Kaffee in meinem Salon, Gloria! Ich habe eine entzückende Wiener Kaffeemaschine. Sie pfeift, wenn der Mokka fertig ist."

Von Lachen geschüttelt sah Jolli ihn an. „Sie pfeift, Monsieur? Ganz wahr und wahrhaftig — pfeift sie?"

„Wir müssen gehen, Gloria — es fällt sonst tatsächlich auf, wie... lustig Sie sind. Bedenken Sie — im trockenen Amerika!"

Als sie aufstand, taumelte sie leicht. „Wird bald anders werden, Monsieur. Cliffords Limonade geht pleite. Der Alkohol kommt!"

Die Treppe ging sie aufrecht und gerade hinunter, aber als ihr André das Cape umlegte, schwankte sie wieder.

Neben ihr stand plötzlich Reginald. Er hatte sie schon einige Zeit beobachtet. Als sie ihn in einer verachtungsvollen Erbitterung neben sich sah, hätte sie sich beinahe verraten. Aber ehe sie Zeit gefunden, etwas zu sagen, drehte er sich brüsk und ging in den Saal zurück. (Fortsetzung folgt.)

Was nicht wahr ist, baut nicht.

Goethe.

Tragödien in der Tierwelt.

Von Wilhelm Hochgreve.

Von den Tragödien in der Tierwelt erfahren wir nur den kleinsten Teil, und hiervon die weitaus meisten Fälle lediglich durch Zufall. Wer sich viel in Wald und Feld bewegt und seine schärfste Aufmerksamkeit allen Dingen zuwendet, kann immerhin eine große Anzahl von Tiertragödien feststellen, deren Augenzeuge man ist oder die aus bestimmten Fundstücken mehr oder weniger klar gedeutet werden können. Sie gehen teilweise auf menschliches Verschulden zurück, haben ihre Ursache aber auch häufig im Kampf ums Dasein, sind begründet durch das ewige Gesetz vom Werden und Vergehen. Große dichte, von Menschen unberührte Dickungen verschlingen die meisten Tragödien der Tierwelt des Waldes, so daß der Mensch nie von ihnen erfährt. Wer öfter sich genötigt sah, solche Dickungen zu durchkriechen, sei es, wegen einer Nachsuche nach angeschossenem Wilde, sei es um nach Schlingen auf Päßen und Wechseln zu suchen, wird häufiger, als ihm lieb ist, auf Zeichen dieser Art stoßen. So fand ich einmal in tiefster Fichtendickung vor einem Dachsbau auf dem ausgekarrten Erdboden einer Hauptröhre ein stark verrostetes Kettenhalsband, das einmal ein Teckel oder Terrier getragen haben mußte, der in dem Bau elend zugrunde gegangen war. Aber auch die Bewohner dieser versteckten Erdburg hatte das Schicksal nicht verschont. Vor derselben Röhre lagen die verwitterten Schädel von einem Alt- und einem Jungdachs neben anderem Gebein, das eine den Bau säubernde Dächsin zu Tage gefördert hatte. Die alte Dachsfähe war mit Gift oder Schrot im Leibe zu Bau gefahren und neben dem noch hilflosen Jungdachs eingegangen, der das Schicksal der Mutter teilen mußte. In derselben Dickung fand ein Pilzsucher den Schädel eines Rehbocks, in dem noch sehr fest eine Gehörnstange steckte. Offenbar hatte ein Nebenbuhler sie dem Bock in der Brunftzeit in den Kopf gerannt, wo sie abbrach. Das Stangenstück maß acht Zentimeter und war fast zwei Zentimeter tief ins Gehirn eingedrungen. Brunftkämpfe mit tödlichem Ausgang finden beim Rehwild und Damwild seltener statt, beim Rotwild dagegen häufiger. Bisweilen werden geforkelte oder verkämpfte Hirsche gefunden, Opfer der Eifersucht und der durch den Brunsttrieb aufgepeitschten Kampfeswut, Tragödien der Liebe und des Neides. Während der geforkelte Hirsch meist ein verhältnismäßig rasches Ende findet, ist die Tragik verkämpfter, d. h. mit den Geweihen unlöslich verstrickter Hirsche grauenhaft. Sie müssen elend verhungern, wenn sie sich nicht zufällig das Genick abgedreht oder andere tödliche Verletzungen mit einer Sprosse beigebracht haben oder wenn nicht rechtzeitig der Jagdberechtigte dazu kommt, der mit erlösenden Fangschüssen die furchtbare Tiertragödie beendet.

Auf der Jagdausstellung der Grünen Woche 1929 war der Schädel eines Keilers zu sehen, in dem ein abgebrochener Hauer eines Gegners aus einem Rauschzeitkampf steckte. Der Eber war an dieser Verletzung nicht eingegangen, sondern von einem Forstmann erlegt worden, der den Hauer im Schädel erst entdeckte, nachdem der Basse verendet vor ihm lag.

Auch die Böcke des vor einigen dreißig Jahren auch in deutschen Wildbahnen erfolgreich eingebürgerten Muffelwildes liefern sich bisweilen heftige Kämpfe, die infolge des Stoßes mit stumpfen Waffen (Schnecken) freilich in den weitaus meisten Fällen nur mit Schädelbrummen enden. Es kommt aber doch vor, daß auch Muffelwidder, die mit besonders starken und gewundenen Schnecken bewehrt sind, sich verkämpfen. So erzählt Oskar L. Tesdorpf, der verdienstvolle Förderer der Einbürgerung des Muffelwildes in Deutschland in seiner Schrift über das Muffelwild einen ganz besonders interessanten Fall.

Als Jagdgast des Grafen Andrassy in Betlér in Ungarn hatte Fürst Lichtenstein zwei kämpfende Muffelböcke angepürscht und den einen gestreckt. Da nahm der andere Bock den toten Gegner in der Flucht mit. Darob großes Erstaunen des Jägers. Erst als er auch dem zweiten Widder das tödliche Blei angetragen hatte, bemerkte er, daß beide sich mit den Schnecken unlöslich verhakt hatten. In demselben Revier wurde ein verendeter Muffelbock gefunden, der sich vermutlich beim Scheuern des Körpers oder auch beim übermütigen „Kampf" mit dem eingebildeten Gegner an einer jungen Eiche verfangen hatte.

Nicht gar so selten wird berichtet, daß ein Reh oder ein Stück Rotwild auf der Flucht zwischen zwei Stämmen die unten enger als oben neben einander standen, sein Leben hat lassen müssen. Erst kürzlich wieder wurde mir vom Oberharz mitgeteilt, daß sich ein geringer Hirsch in einer solchen Gabel eingeklemmt hatte und elend verhungern mußte.

Im Lüßwalde in der Lüneburger Heide wurde vor drei Jahren ein verendeter Rehbock gefunden, der sich mit seinen langen Sechserstangen in der Höhlung eines ausgefaulten Kiefernstubbens verfangen hatte, wo er vermutlich Pilze hatte äsen wollen.

In den angeführten Fällen handelt es sich größtenteils um Geschehnisse, an denen der Mensch keinerlei Schuld trägt; hier bot sich ihm im Gegenteil vielmehr oftmals Gelegenheit, befreiend oder aber erlösend einzugreifen. Tiertragödien, die durch menschliche Roheit oder Leichtsinn oder auch durch unglückliches Handeln ohne böse Absicht verursacht wurden, sind gewiß noch weit zahlreicher, als die durch natürliches Verhängnis entstandenen. Wir brauchen nur daran zu denken, wieviele Tiere durch Kraftwagen, Eisenbahn, Starkstromleitungen getötet, wieviel Wild angeschossen wird, ohne rechtzeitig oder überhaupt gefunden zu werden. Die grauenhafteste Tragödie aber trägt die Bestie Mensch in Gestalt des Schlingen stellenden Wilderers in den Wald. Dieses maßlos rohe Gesindel behängt in Dickungen und Stangenörtern die Wechsel und Päffe mit Drahtschlingen, die meist hängen gelassen und nicht wieder nachgesehen werden, wenn sich längere Zeit nichts gefangen hat. Wenn sich nun nach etlicher Zeit Wild darin fängt, muß es darin elend verhungern, falls es sich nicht vorher durch Ersticken oder Wirbelbruch bei seinen Befreiungsversuchen von allen Qualen erlöst hat. Ein zufälliges Begehen des Wechsels oder Ludergeruch verrät dann wohl die Stätte, wo sich die schändlichste Wildtragödie abspielte.

Spielereien von Kindern und kindischen Erwachsenen verursachen auch nicht selten schauderhafte Quälereien, wahrscheinlich ohne daß diese beabsichtigt oder auch nur für möglich gehalten werden. So wurde einmal in unserem Revier eine Kastenfalle, die im März abgestellt worden war und infolgedessen regelmäßig nicht nachgesehen wurde, von Unberufenen wieder fängisch gemacht. Als ein Zufall mich in ihre Nähe führte, bekam ich schwachen Ludergeruch in die Nase. Zu meinem Entsetzen stellte ich fest, daß sich ein Iltis gefangen hatte, der elend verhungern mußte.

Auch in der Vogelwelt sind Tragödien, auch ohne daß menschliches Verschulden dabei mitspielt, nicht selten. Der Brutschmarotzer Kuckuck, dem man 145 Vogelarten als unfreiwillige „Pflegeeltern“ nachgewiesen hat, legt in Fällen überraschenden Legenot seine Eier auch in Nesthöhlen, deren Öffnungen das herangewachsene Kuckucksjunge nicht durchlassen. Es muß schließlich verhungern, wenn den Pflegeeltern die Fütterei zu lange dauert.



Im Spiegelbild.

Gedanken von **Werner Fuchs-Hartmann.**

Es macht uns klein vor uns selber, wenn wir niemand haben, über den wir uns erheben können.

*

Zweifel sind immer wie Steine, die man uns in den stillen Spiegel unserer Seele wirft. Wohl wird es an der Oberfläche langsam wieder glatt und ruhig, aber der Stein ist hinabgesunken und hat den Grund aller Dinge gewandelt — wir sind anders geworden!

*

Gerüchte sind wie schlechte Taler: man weiß nie, was echt und unecht daran ist, und wenn man sie leichtfertig weiter gibt, muß man es sich gefallen lassen, für den zu gelten, der sie geprägt hat.

*

Die Sonne verliert nichts von ihrem Glanz, auch wenn sie sich in einer Pfütze spiegelt.

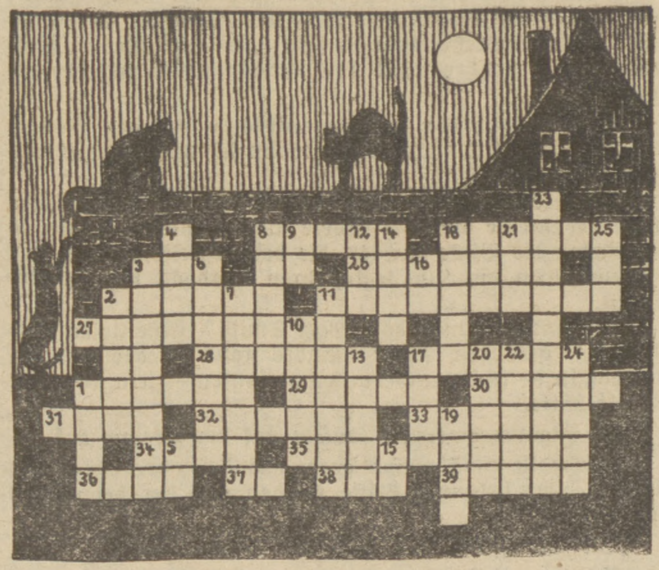




Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Musikalischer Ausdruck. — 2. Längenmaß. — 3. Pariser Universität. — 4. Signalinstrument. — 5. Flächenmaß. — 6. Installationsmaterial. — 7. Schiffsbediener. — 8. Papierformat. — 9. Chemisches Zeichen f. Radium. — 10. Vorsteher einer Universitätsfakultät. — 11. Stadtteil Berlins. — 12. Ort der Waffenstillstandskommission. — 13. Verletzung. — 14. Schweizer. Volksheld. — 15. Schreckensruf. — 16. Französ. Geschlechtswort. — 17. Gebirgskante. — 18. Teil des Visiers. — 19. Männl. Vorname. — 20. Reifeprüfung. — 21. Englische Insel. — 22. Radteil. — 23. Was das Treffen auf dem Bilde begünstigt. — 24. Gartengerät. — 25. Organ.

Waagerecht: 1. Komponist. — 2. Sumpf. — 3. Wassertechnischer Ausdruck. — 8. Person der griechischen Sage. — 11. Molchart. — 17. Zimmer. — 18. Japanisches Kleidungsstück. — 26. Rudervogel. — 27. Ostsächsische Stadt. — 28. Schriftliche Verpflichtung. — 29. „Mitwirkender“ an der Nachtmusik. — 30. Mineral. — 31. Europäische Hauptstadt. — 32. Jagdruf. — 33. Weltsubstanz. — 34. Einfältiger Mensch. — 35. Was das Bild darstellt. — 36. Männliches Tier. — 37. Italienische Tonsilbe. — 38. Nachtvogel. — 39. Weiblicher Vorname.

*

Rösselsprung.

	ler	de-	li-	die	
sto	glück-	se	to	nacht	chen
die	ot-	hel-	bleibt	ne	hoff-
dem	dunk-	ster-	nung	prom-	die
ne		ber	ler		fer-

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 104.

„Immer den Kopf ändern!“:

Main, Rain, Nain, Kain, Hain.

*

Scherz-Frage:

Abends rechts einschlafen.
(Früh links erwachen.)

*

Vier Rätsel:

1. **Tiger — Tier.** 2. **Die Kaffeemühle.** 3. **Kairo — Karo.** 4. **Salat — Saat.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.